

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 16 (1908)

Heft: 2

Artikel: Feuilleton : im Februar 1871 [Fortsetzung]

Autor: Mauler, Louis

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-545348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— Fenilleton. —

Im Februar 1871.

Persönliche Erinnerungen an die Bourbakizeit von Herrn Louis Mauler in Môtiers-Travers.

(Fortsetzung).

Zunmerhin war der Vertrag zu dieser frühen Morgenstunde noch nicht unterzeichnet, aber die Bevollmächtigten saßen im Bureau des Hauses J. L. Martin in Verrières beisammen und setzten inzwischen den Wortlaut fest. Nach einer Stunde war die Arbeit getan, der Vertrag zu beidseitiger Zufriedenheit aufgesetzt und von beiden Seiten unterzeichnet worden.

Selbstverständlich war die Bevölkerung in Val-de-Travers sehr gespannt auf den Gang der Ereignisse, aber ruhig, des Ernstes der Lage bewußt und bereit zu handeln oder über sich ergehen zu lassen, was kommen mußte.

Hier in Môtiers-Travers wurde die Spitze der anrückenden Kolonnen morgens um 8 Uhr, von Fleurier her, signalisiert. Meine von jedermann hochverehrte Mutter und ich erwarteten sie, an der Türe unseres Hauses; wie groß aber war unser Erstaunen, als der General Beytavin, ganz allein, ohne Stab und Ordonanzen, ernst und schmerzgebeugt den Zug eröffnete. Er ritt ein schönes, braunes, wohlgenährtes Pferd und auf seinem männlichen, von schwarzem Bart umrahmten Gesicht, spiegelten sich seine düstern Gedanken. Unwillkürlich entblözte ich mein Haupt vor ihm und er erwiderte meinen Gruß. Meine Mutter, die sich seit auf meinen Arm stützte, konnte ihre Tränen nicht zurückhalten beim Anblick des unerhörten Elends dieser besiegten, desorganisierten Armee, die, an allem Mangel leidend, auf Schweizerboden Zuflucht suchen mußte.

Dem General folgte unmittelbar ein Zug der wunderbarsten Gestalten, in unbeschreiblichem Aufzug, würdig einer Jahrmakttüde. Zephirs, Turcos, Mobilgardisten, Lahme, alles was menschliches Elend an Traurigem hervorbringen kann. Ohne Schuhwerk wateten sie durch den schmelzenden Schnee, die Kleider in

Fetzen, aber trotzdem zum Spassen aufgelegt, besonders die Afrikaner, deren weiße Zähne aus den dunkeln Gesichtern hervorblühten.

Nach dieser ersten, materiellen Gruppe begann der Durchmarsch der Artillerie. Wohl hatte diese, vor ihrem Uebertritt in die Schweiz, so viele Geschütze als möglich in den Festungswerken von Joux zurückgelassen, aber dennoch verblieben ihrer eine so große Zahl, daß es mit wenig Unterbrechungen drei Tage dauerte, bis alle an uns vorbeigezogen waren. Die Mannschaft war im allgemeinen groß und stark gebaut, und schien nicht allzusehr unter den Entbehrungen zu leiden, aber in welchem traurigen Zustand befanden sich ihre armen Säute. Mit ihrem glatten Fußbeschläg ohne Eisstollen, glitten sie beständig aus, machten die größten Anstrengungen, um auf den Füßen zu bleiben und stürzten schließlich doch auf der glatten Straße. Vor Hunger nagten sie alles an, das Holz der Munitionswagen, Flintenschäfte und die Rinde der Bäume am Wege. Wie schnitt es ins Herz, dies alles mitanzusehen zu müssen und doch nicht helfen zu können! Na der Krieg, der entsetzliche Krieg!

Zu seiten der Artillerie, die mitten auf der Straße marschierte, bewegten sich viele mehr oder weniger aufgelöste Truppenkörper. Von Zeit zu Zeit passierte auf gutem Pferd ein General mit seiner berittenen Eskorte, einer hinter dem andern: dann wieder erschienen Kavallerieeinheiten, berittene Chasseurs mit großen roten Mänteln, Kürassiere in staubgrauen Mänteln und Helmen mit dem Pferdeschweiß; es folgten Infanterieregimenter, Mobilgarden, Franc tireurs, Lanciers und Chasseurs d'Afrique auf ihren kleinen lebhaften und unermüddlichen Berber-Pferden. Kurz, es gab etwas für jeden Geschmack!

In diese alles überschwellenden Horden brachten die Fuhrwerke des Bagagetroffes eine malerische Abwechslung. Den Regimentswagen schloß sich der Zug der Verpflegungsfuhrwerke an, die wir übrigens zurückhielten und nicht weiter in unser Land vordringen ließen. Die freien Plätze des Dorfes, sowie seine Straßen, waren erfüllt von einem wahrhaften Jahrmarktgetümmel. Schubkarren, Wagen aller Art, Hotel- und Bahnhofsmobile aus den verschiedensten, weit entfernten Städten, standen hier beisammen. Ein beträchtlicher Teil dieser Fuhrwerke war noch bewohnt von ihren derzeitigen Besitzern, Offizieren, oder Offiziersfrauen, mit Kisten und Gepäck; die Fuhrleute waren seinerzeit in ihrer Heimat für das Bedürfnis des Augenblicks zu einer Dienstleistung von 2—3 Tagen gepreßt worden und waren nun nach sechswöchentlicher Fahrt hier angelangt, ohne zu wissen, wo sie sich eigentlich befanden. Sie hatten die größte Schwierigkeit, für ihre Zugpferde auch nur das nötigste Futter zu beschaffen.

Die Heuernte war sehr mager gewesen; unser gesamtes Heuvorrat wurde für die Pferde der schweizerischen Truppen mit Beschlagnahme belegt und Fr. 10. — für 50 kg bezahlt. So blieb nichts für die Fremden und wir selbst kamen im Frühjahr in große Verlegenheit und mußten unsere eigenen Pferde, in Ermangelung von Heu, mit Hafer, Kleie und Stroh füttern.

Es ist eine alte Erfahrung, daß bei solchen Massenanhäufungen schlecht genährter Leute, die Krankheiten ihren Einzug halten und man hatte Vorkehrungen dagegen getroffen. Unsere vier Schulzimmer waren ausgeräumt worden, um Schweizertruppen darin unterzubringen; bei der Ankunft der Franzosen aber blieb nichts anderes übrig, als unsere eigenen Soldaten auszuquartieren, um Raum für die Kranken zu gewinnen und ein Feldspital einzurichten. Natürlich war die Einrichtung die denkbar einfachste und glich nur wenig einem wohl eingerichteten Spital. Einige Matratzen

auf dem Fußboden, etwas Bettzeug und Leibwäsche, Wolldecken und ein Strohlager, das war alles, was man bieten konnte. 32 Frauen und Töchter hatten sich zusammengetan, um den unglücklichen Internierten alle mögliche Hilfe angedeihen zu lassen. Mit einem Eifer, einer Selbstverleugnung und einem Mut, der vor nichts zurückschreckte, bemühten sich diese barmherzigen Samariterinnen Tag und Nacht, dem unübersehbaren Elend zu steuern. Die Kranken wurden nach Möglichkeit gereinigt, genährt, und erhielten Gelegenheit, ihren bekümmerten Angehörigen Nachricht zu geben.

Ofters mangelte es an Platz, worüber sich niemand wundern wird, der hört, daß einzig in der ersten Woche 216 Patienten verpflegt wurden; neun davon starben; alle andern wurden nach Neuenburg überführt, sobald es ihr Zustand erlaubte. Aber nicht bloß in den Krankenzimmern des Schulhauses, sondern auch in der Pfarrkirche, waren französische Soldaten untergebracht; das dort kantonierende Regiment Mobilgarden bot einen erschütternden Anblick. Wer sich gegen Abend oder in der Nacht in die Kirche wagte, verspürte die ungesunde, beklemmende Ausdünstung, die davon ausging, und hörte die rauhen Hustenstöße der armen Leidenden. Nicht umsonst sprach man fortan von „Moblots-Husten“ und „Bourbaki-Katarrh“. Selbst die Beherztesten betraten nur mit Widerstreben diese Leidensstätte.

Auch die anderwo verfügbaren Räume in Scheunen, Wagenschuppen u. waren in ähnlicher Weise besetzt, und überall traf man auch hilfsbereite Leute mit Speisen und Töpfen, ja selbst Gießkannen, voll warmen, gut gezuckerten Lindenblütentees, denn wie wenig weit reichte doch eine gewöhnliche Theekanne in diesem Fall!

Alle im Val-de-Travers ansässigen Aerzte waren im Militärdienst und bei den Truppen. Nicht einer blieb zurück und es war nur glücklicher Zufall, wenn beim Durchmarsch eines französischen Regimentes ein Regiments-

arzt soviel Zeit erübrigen konnte, um die Kranken im Schulhaus oder in den Privathäusern zu besuchen; doch ist anzuerkennen, daß sie stets willig taten, was sie konnten.

Zum großen Glück befand sich kein Verwundeter unter den maroden Nachzügeln. Diejenigen, die am Abend vor dem Uebertritt der Franzosen auf Schweizergebiet in einem mörderischen Gefechte unter den Mauern der Forts du Fouy den Rückzug gedeckt hatten und dabei verwundet wurden, hatte man in der Pfarrkirche von Schweizerisch-Verrières untergebracht, wo sie durch freiwillige Ambulanzen aus Marseille gepflegt wurden.

Bei uns im Dorf, und hauptsächlich in den an der Straße gelegenen Häusern, brodelten die Suppentessel und Kaffeetöpfe, den ganzen Tag, und die durchziehenden, halberfrorenen Mannschaften stürzten mit Behagen eine Tasse des wärmenden Trankes hinunter, und traten dann wieder in Reih und Glied. Wenn aber ein Pferd ausglitt, oder stürzte, gab es längeren Aufenthalt, bis das Tier wieder auf die Beine gebracht war, und in diesen häufigen, kürzeren oder längeren Halten, lernten wir einige Offiziere und Unteroffiziere kennen, mit denen wir in dauernde, freundschaftliche Beziehungen kamen. Ich könnte viele Fälle anführen, will aber hier nur von einem einzigen erzählen.

Am ersten Tage machte ein junger, gutaussehender Wachtmeister der Mobilgarden mit seinen Leuten vor unserm Hause Halt. Er sagte mir, er stamme aus der Charentes und kenne unsere dortigen Korrespondenten sehr gut; ich gab ihm darauf meine Karte, mit der Aufforderung, über uns zu verfügen, während seines Aufenthaltes in der Schweiz.

Ich dachte indessen kaum, ihn wiederzusehen, aber zu meinem Erstaunen traf ich ihn am nächsten Tag im Dorf an der Spitze seiner kleinen Truppe und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns:

Was tun Sie hier? Das weiß ich nicht. Man hat uns von Travers hierher zurückgeschickt. — Was gedenken Sie nun zu tun, wo werden Sie übernachten? — Auch darüber weiß ich nichts. Wir erwarten Befehle. — Kennen sie Ihre Leute? — Gewiß; wir sind alle von demselben Kanton. — Können Sie für sie einstehen? — Unbedenklich; keiner wird von mir weglaufen. Wir haben unsern Leutnant und fünf Mann beim Rückzug verloren. Setzt bin ich ihre Zuflucht. — Dann wollen wir versuchen, Ihnen Unterkunft zu verschaffen. Kommen Sie mit mir.

Die Sache war nicht leicht. Immerhin fand sich ein Wageneschuppen, den man reinigte und mit Stroh belegte, während im Nebenraum die Suppe gekocht wurde. Unsere 35 Moblots hatten sich bald häuslich eingerichtet und blieben die drei folgenden Tage bei uns. Den Wachtmeister brachten wir in einem unserer Dienstbotenzimmer unter, und quartierten den rechtmäßigen Inhaber vorübergehend aus.

So waren wir vollkommen überschwenmt von französischen Truppen. Während der ersten drei Tage des Einmarsches blieben unsere Häuser stets gastlich geöffnet und niemand ging zu Bett. Die waadtländer Batterie Nr. 22 war von Ponts Martel her eingerückt und der Divisionsstab hatte Couvet als Hauptquartier genommen. Nun gab es neuerdings Offiziere zu beherbergen und es galt, für alle Bedürfnisse gerüstet zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten der Redaktion. — Mehreren Nachfragen nach dem genauen Titel des von Dr. Münz anlässlich des III. Kantonalbernischen Rot-Kreuz-Tages in Burgdorf zur Lektüre empfohlenen Volksbuches Folge gebend, teilen wir mit, daß dieses Buch unter dem Titel „Regina“ (Verfasser der bekannte Volksschriftsteller Maximilian Schmidt) 1907 im Verlage von Häffel in Leipzig erschienen ist und mit diesen Angaben in jeder Buchhandlung bezogen werden kann.